

ELIZABETH  
**HARAN**

Im Schatten des  
*Teebaums*



# Inhalt

Cover

Weitere Titel der Autorin

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

Prolog

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24  
Kapitel 25  
Kapitel 26  
Kapitel 27  
Kapitel 28  
Kapitel 29  
Kapitel 30  
Kapitel 31

## **Weitere Titel der Autorin**

*Am Fluss des Schicksals  
Der Duft der Eukalyptusblüte  
Der Glanz des Südsterns  
Der Himmel über dem Outback  
Der Rur der Ferne  
Der Ruf des Abendvogels  
Die Insel der roten Erde  
Ein Hoffnungsstern am Himmel  
Ein Traum in Australien  
Eine Liebe in Australien  
Heller Mond, weite Träume  
Im Glanz der roten Sonne  
Im Hauch des Abendwindes  
Im Land des Eukalyptusbaums  
Im Tal der Eukalyptuswälder  
Im Tal der flammenden Sonne  
Jenseits der südlichen Sterne  
Jenseits des leuchtenden Horizonts  
Leuchtende Sonne, weites Land  
Träume unter roter Sonne*

*Weitere Titel in Planung.*

# Über dieses Buch

## **Sie jagt einer Story hinterher - und entdeckt ihre eigene Geschichte ...**

Australien, 1900. Ein mysteriöser Tiger treibt im abgelegenen Tantanoola sein Unwesen! Die junge Reporterin Eliza wittert hinter dieser Meldung eine spannende Story. Noch ahnt sie nicht, dass zwei schicksalhafte Begegnungen im kleinen Ort ihr Leben gehörig durcheinanderwirbeln werden: Zum einen ist da der attraktive Jäger Brodie, der den Tiger erlegen soll. Zum anderen erlebt Eliza eine große Überraschung, als sie auf ihre lange verschollene Tante Matilda trifft - und auf ein Geheimnis aus der Vergangenheit stößt, das alles verändert ...

Ein mitreißender Familienroman vor der beeindruckenden Kulisse des australischen Outbacks.

eBooks von **beHEARTBEAT** - Herzklopfen garantiert.

## Über die Autorin

**Elizabeth Haran** wurde in Simbabwe geboren. Schließlich zog ihre Familie nach England und wanderte von dort nach Australien aus. Heute lebt sie mit ihrem Mann und ihren zwei Söhnen in einem Küstenvorort von Adelaide in Südaustralien. Ihre Leidenschaft für das Schreiben entdeckte sie mit Anfang dreißig, zuvor arbeitete sie als Model, besaß eine Gärtnerei und betreute lernbehinderte Kinder.

E L I Z A B E T H  
H A R A N

Im Schatten des  
*Teebaums*

Aus dem australischen Englisch von  
Sylvia Strasser und Veronika Dünninger



Digitale Neuauflage

»be« - Das eBook-Imprint der Bastei Lübbe AG

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2007 by Elizabeth Haran

Titel der australischen Originalausgabe: »The Tantanoola Tiger«

The author has asserted her Moral Rights.

Published by Arrangement with Elizabeth Haran-Kowalski

Für diese Ausgabe:

Copyright © 2008/2021 by Bastei Lübbe AG, Köln

Lektorat: Jutta Schneider

Textredaktion: Wolfgang Neuhaus

Covermotive: © Ironika/shutterstock; © TJteamwork/shutterstock

eBook-Erstellung: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7517-1565-2

[be-ebooks.de](http://be-ebooks.de)

[lesejury.de](http://lesejury.de)

Dieser Roman ist meinen Freundinnen gewidmet,  
die mir helfen, nicht zu verzweifeln, wenn ich bisweilen  
das Gefühl habe, die Welt sei verrückt geworden.  
Gute Freunde können zuhören und mitfühlen.  
Sie lachen und weinen mit dir, sie teilen deinen  
Kummer, deine Freude und deine Erfolge.

Ich darf mich glücklich schätzen,  
solch wunderbare Freundinnen zu haben.

# Prolog



Mannie Boyd trat aus seiner Hütte hinaus in den grauen Morgennebel. Er schlurfte zu einem niedrigen Busch und erleichterte sich, wobei er ausgiebig gähnte und dann träge beobachtete, wie der Dunst seines Atems vom Nebel geschluckt wurde. Der Morgen brach an über Tantanoola, einem kleinen, verschlafenen Städtchen im Südosten von South Australia, doch die Sonne schaffte es nicht, die Nebeldecke zu durchbrechen, die über den Schaf- und Getreidefarmen lag, von denen Tantanoola umschlossen wurde.

Mannies Körper war verspannt, er fühlte sich älter als die vierundfünfzig Jahre, die er auf dem Buckel hatte. Er war Junggeselle und trank gerne einen über den Durst, und wenn er genug hatte, fing er meistens Streit an. Diese Lebensweise rächte sich nun: Sein Körper protestierte mit jedem Tag heftiger, und Mannie wurde immer griesgrämiger. Er lebte seit fast sechs Jahren in der Gegend und verdiente sich seinen Lebensunterhalt mit dem Verkauf von Kaninchenfellen - nicht gerade die angesehenste Arbeit der Welt. Mannie, der von der Hand in den Mund

lebte, war überzeugt, dass das Leben ihn schlecht behandelte und ihm etwas schuldig sei.

Wie jeden Morgen schickte er sich auch an diesem Tag an, seine Fallen auf den umliegenden Farmen zu überprüfen. Er hatte die Farmer nie um Erlaubnis gefragt, ob er seine Kaninchenfallen auf ihrem Land aufstellen durfte, denn er war der Ansicht, dass er ihnen einen Gefallen tat, wenn er ihnen die Schädlinge vom Hals schaffte, die ihren Schafen das Gras wegfraßen. Tatsächlich hatte noch kein Farmer Einwände gegen Mannies Fallen erhoben.

»Komm schon, Rastus, beweg dich, du nichtsnutziger Sack voll Flöhe«, rief Mannie seinen Hund.

Der Vierbeiner kam aus einer Kiste gekrochen, die auf der rückseitigen Veranda stand und ihm als Unterschlupf diente, und trottete widerstrebend zu seinem Herrchen. Auch der Colliemischling war nicht mehr der Jüngste - wie Mannie schien der Hund unter steifen Gelenken zu leiden, vor allem an einem feuchten Morgen wie diesem. Rastus folgte Mannie in einigem Abstand. Er war vorsichtig geworden, weil er wusste, dass sein übellauniger Besitzer gern einmal nach ihm trat.

Mannie machte sich auf den Weg zu Jock Milligans Farm. Fröstelnd und missmutig vor sich hin schimpfend, stülpte er sich seinen Wollhut auf und zog ihn bis über die Ohren. In der tiefen Stille waren nur Mannies mürrisches Gebrummel und das Knirschen seiner Schritte auf dem gefrorenen Boden zu hören.

Es war August, Winter auf der Südhalbkugel. Zwei Wochen zuvor waren die ersten Lämmer geboren worden. Eigentlich hätte bereits ein Hauch von Frühling in der Luft liegen sollen, doch morgens war es immer noch winterlich kalt und ungemütlich. Mannie hoffte, dass ein paar Kaninchen in seine Fallen gegangen waren, damit er die Felle verkaufen konnte. In letzter Zeit hatte er im

Hinterzimmer der Bar öfter Karten gespielt und ziemlich viel Geld verloren.

Griesgrämig, den Blick auf den Weg gerichtet, stapfte Mannie über den harten Boden. Nach einer Weile lief Rastus in weitem Bogen an ihm vorbei und verschwand im Nebel. Mannie achtete nicht weiter auf den Hund. Er schlug bibbernd den Kragen seiner Jacke hoch. Ein kalter Schauer rieselte ihm über den Rücken, und plötzlich überkam ihn ein merkwürdiges, beängstigendes Gefühl, ähnlich einer schrecklichen Vorahnung. Abrupt blieb er stehen, starrte mit zusammengekniffenen Augen in die wogenden Nebelschwaden und lauschte. Es war still - viel zu still, wie ihm jetzt erst auffiel. Nicht einmal das Blöken von Milligans Schafen war zu hören. Beklemmendes Schweigen lag über dem Land. Hatte Jock Milligan seine Herde auf eine andere, weiter entfernte Weide getrieben?

In diesem Moment hörte er Rastus erschrocken aufjaulen. Sekunden später hetzte der Hund mit angelegten Ohren an ihm vorbei nach Hause zurück, so schnell seine Beine ihn trugen. Mannie blickte ihm verdutzt nach. Er piffte, doch Rastus kam nicht zurück. Sein sonderbares Verhalten beunruhigte Mannie noch mehr.

Irgendetwas stimmte nicht.

Langsam ging er weiter. Furcht stieg in ihm auf. Hätte er doch seine Winchester-Büchse mitgenommen! Angestrengt starrte Mannie in den Nebel, ob er irgendwo Schafe ausmachen konnte. Aber da war nichts. Er lauschte, doch kein Laut war zu hören. Die unheimliche Stille lastete so schwer auf dem Land, dass sie beinahe mit Händen zu greifen war.

Plötzlich blieb Mannie wie angewurzelt stehen und riss die Augen auf. Eine klebrige, verklumpte Masse hob sich rot glänzend von dem mit Raureif überzogenen Erdboden ab. Gleich daneben lag ein zerfetztes, blutiges Schaffell.

Mannie stand da wie versteinert, den Blick unverwandt auf die Überreste des Tieres geheftet. Im ersten Moment

dachte er, ein streunender Hund hätte ein Lamm gerissen. Da Jock Milligan jeden Penny mindestens zweimal umdrehte, ehe er ihn ausgab, würde er schrecklich wütend sein über den Verlust des Tieres. Schaudernd betrachtete Mannie den Kadaver. Erst jetzt bemerkte er, dass Kopf und Schwanz fehlten. Das war seltsam. Abermals schaute er sich suchend nach der Schafherde um und lauschte, ob irgendwo ein Blöken zu hören war. Doch da war nichts. Die Stille war noch immer so undurchdringlich wie der Nebel. Eine unbestimmte Furcht erfasste Mannie und wühlte wie mit eisigen Fingern in seinen Eingeweiden.

Unschlüssig stand er da und überlegte, was er tun sollte. Da vernahm er unvermittelt ein tiefes, drohendes Knurren. Nie zuvor hatte er ein ähnliches Geräusch gehört. Das Herz schlug ihm bis zum Hals. Das war kein Hund! Wieder verwünschte sich Mannie, dass er seine Winchester zu Hause gelassen hatte, und fragte sich, ob dieser Fehler ihn möglicherweise das Leben kosten würde.

Irgendwo ganz in der Nähe lauerte eine unbekannte Gefahr. Mannie konnte es spüren. Seine Nackenhaare stellten sich auf, so fühlbar knisterte die Luft vor Anspannung. Er drehte sich im Kreis, suchte die Umgebung nach dem wilden Tier ab, das Jocks Schaf gerissen hatte. Er fand einen Stock und hob ihn auf, damit er wenigstens eine behelfsmäßige Waffe hatte, mit der er sich im Notfall verteidigen konnte. Vorsichtig, den Stock in der erhobenen Hand, ging Mannie weiter. Plötzlich sah er vor sich im Nebel die Umrisse eines ausgewachsenen Schafes. Irgendetwas daran kam ihm merkwürdig vor ...

Im nächsten Augenblick wusste Mannie, was es war. Nacktes Entsetzen erfasste ihn. Das Schaf schwebte ein Stück über dem Boden scheinbar in der Luft. Eine Blutlache hatte sich unter dem Tier gebildet. Das Blut dampfte, folglich war es noch warm.

Mannie starrte angestrengt in die Nebelschwaden, und mit einem Mal wurde ihm klar, dass das Schaf im Maul

eines Raubtiers hing, das ihm seine Zähne in den Rücken gegraben hatte. Auch wenn Mannie nur die mächtigen, blutverschmierten Kiefer und die starren Augen der Bestie erkennen konnte, wusste er, dass er nie zuvor ein solches Tier gesehen hatte.

Abermals stieß es ein drohendes, Furcht einflößendes Knurren aus. Mannie war sicher, dass sein letztes Stündlein geschlagen hatte. Vor seinem geistigen Auge lief in rasender Geschwindigkeit sein ganzes Leben ab - ein Leben, auf das er alles andere als stolz sein konnte. Zwar wurde Mannie respektiert, weil er ein harter Bursche war, aber er hatte keine Familie, die ihn liebte und achtete, und das war allein seine Schuld. Keine Frau war bereit, mit einem Trinker und Raufbold eine Familie zu gründen. Und da Mannie sich nie hatte ändern wollen, war ihm klar, dass er einsam und allein sterben würde.

Vielleicht jetzt und hier ...

All seine Instinkte schrien Mannie zu, die Flucht zu ergreifen, wenn ihm sein Leben lieb war, doch die namenlose Angst, die ihn gepackt hatte, lähmte ihn. Er wollte den Stock in seiner Hand schwingen, wollte brüllen, um die Bestie zu verjagen, aber er stand nur da, unfähig, sich zu rühren oder einen Laut von sich zu geben. Er starrte in die kalten Raubtieraugen. Ein Geruch, wie er ihn nie zuvor wahrgenommen hatte, umfing ihn. Es war der Geruch des Todes.

Plötzlich hörte er eiliges Hufgetrappel. Ehe er wusste, wie ihm geschah, wurde er von ein paar Schafen, die in blinder Panik flohen, umgerissen und zu Boden geworfen. Hart stürzte er auf die gefrorene Erde und blieb sekundenlang benommen liegen. Als er sich mühsam aufrappelte, war das Raubtier verschwunden.

Mannie schaute sich ängstlich nach allen Seiten um; dann rannte er los, so schnell seine Beine ihn trugen. Er lief zu seiner Hütte zurück, schnappte sich sein Gewehr, lud es durch und machte sich gleich wieder auf die Suche.

Am ganzen Körper zitternd, den Finger nervös am Abzug, kehrte er zu der Stelle zurück, wo er das fremdartige Raubtier gesehen hatte. Doch alles, was er fand, waren weitere gerissene Schafe. Die Bestie blieb spurlos verschwunden.

Schließlich gab Mannie auf. Er brauchte jetzt dringend einen Drink und beschloss, in die Bar zu gehen. Die hatte um diese Zeit zwar noch nicht geöffnet, doch Ryan Corcoran, der Wirt, würde ihm bestimmt schon etwas ausschenken.

Ryan wischte gerade die Theke ab, als Mannie die Tür aufstieß. Der Wirt sah sofort, dass etwas nicht stimmte. Mannie war totenbleich, und seine Hände zitterten.

»Was ist los, Mannie? Hast du ein Gespenst gesehen?« Ryan warf einen Blick aus dem Fenster. Draußen wirbelten noch immer graue Nebelschwaden über das Land.

»Viel schlimmer!«, stieß Mannie atemlos hervor. »Mir ist der Teufel persönlich begegnet!« Er ließ sich schwer auf einen Barhocker fallen.

»Was redest du denn da?« Ryan musterte ihn besorgt. Hatte Mannie jetzt endgültig den Verstand verloren? Er bemerkte die Schmutzspuren auf Mannies Jacke und an einem Ärmel.

»Da draußen treibt sich eine ... wilde Bestie herum«, stammelte Mannie und gab dem Wirt mit einer Handbewegung zu verstehen, dass er einen Doppelten brauchte.

»Eine wilde Bestie?« Ryan runzelte die Stirn. Er stellte ein Glas vor Mannie hin, griff nach der Whiskeyflasche und schenkte ein. Er konnte sich nicht erinnern, Mannie jemals so durcheinander erlebt zu haben. Der Fallensteller war als hart gesottener Bursche bekannt, den so schnell nichts umhauen konnte, aber jetzt schien er völlig am Ende.

Mannie nickte. »So was hab ich noch nie gesehen! Der Kopf war mindestens doppelt so groß wie der von 'nem Hund, sag ich dir, und dann dieses grauenhafte Knurren

...« Er schauderte. »Meine Haare sind vor Schreck bestimmt schlohweiß geworden.« Er zog seinen Wollhut vom Kopf und warf ihn auf die Theke.

Ryan streifte Mannies Haare mit einem flüchtigen Blick. Sie waren karottenrot wie eh und je, doch ihm fiel auf, dass Mannie trotz der Kälte der Schweiß auf der Stirn stand. Ob er krank war und Fieberfantasien hatte? »Sag mal, Mannie, geht's dir auch gut? Du bist doch nicht krank?«

»Unsinn!«, brauste Mannie ärgerlich auf. »Ich bin weder krank noch verrückt. Da draußen streift ein gefährliches Untier herum, sag ich dir ... ein Raubtier, wie ich noch nie im Leben eins gesehen habe!« Er leerte sein Glas auf einen Zug. »Ich wollte meine Fallen auf Jock Milligans Land kontrollieren. Auf dem Weg dahin hab ich ein blutiges, zerrissenes Schaffell entdeckt. Und dann sah ich die Kreatur ...«

»Was du nicht sagst«, bemerkte Ryan beiläufig. Er kannte Mannies Temperament. Es passte zu seinen roten Haaren. »Kann es nicht ein streunender Hund gewesen sein?«

»Niemals!« Mannie schüttelte entschieden den Kopf, griff nach der Whiskeyflasche und schenkte sich erneut ein. »Mit einem anderen Hund würde mein Rastus es mühelos aufnehmen, aber dieses Scheusal, was immer es gewesen ist, hat ihm einen solchen Schreck eingejagt, dass er wie ein Wilder davonrannte. Ich kann von Glück sagen, dass ich noch am Leben bin. Hätte das Ungeheuer nicht ein ausgewachsenes Schaf im Maul gehabt, hätte es mich vermutlich zum Frühstück verspeist.«

»Ein ausgewachsenes Schaf?«, wiederholte Ryan ungläubig. Jetzt übertrieb Mannie aber doch ein wenig. »Mary!«, rief er. Er war gespannt, was seine Frau von dieser Räubergeschichte hielt.

Mary Corcoran kam aus der Küche. Sie hatte sich ein Tuch um den Kopf geschlungen und hielt einen Mopp in der Hand. Als sie Mannie an der Theke sitzen sah, machte sie

ein ärgerliches Gesicht. »Du weißt doch, dass du noch nichts ausschenken darfst, Ryan Corcoran!«, schalt sie ihren Mann. »Das könnte uns die Schankkonzession kosten!«

»Reg dich nicht auf, Frau. Mannie braucht den Drink aus gesundheitlichen Gründen. Er hat nämlich einen furchtbaren Schock erlitten.« Ryan erzählte ihr, was geschehen war.

Mary musterte Mannie aufmerksam. Er schien wirklich völlig außer sich zu sein. Mary dachte über Mannies Beschreibung des wilden Tieres nach. »Ob der Tiger zurückgekehrt ist?«, sagte sie dann bedächtig. »Er ist seit Jahren nicht mehr gesehen worden, aber wer weiß?«

»Meinst du wirklich?« Ryan blickte sie zweifelnd an. »Kann ich mir eigentlich nicht vorstellen.«

»Dann stimmt es also, dass sich mal ein Tiger hier in der Gegend rumgetrieben hat?« Mannie hatte in der Bar immer wieder Geschichten darüber gehört, sie aber nie ernst genommen, sondern für Hirngespinnste der Einheimischen gehalten.

»Natürlich stimmt das!«, erwiderte Mary entrüstet. Dann fiel ihr ein, dass Mannie ja erst vor ein paar Jahren in die Gegend gezogen war, während ihre Familie schon lange Zeit in Tantanoola lebte, seit Gründung der Stadt. Marys Großvater hatte eines der ersten Häuser, die damals gebaut worden waren, für zwei Pfund und zehn Shilling erstanden. »Vor Jahren ist eine Tigerin mit ihrem Jungen aus dem Käfigwagen eines Zirkus ausgebrochen, der zwischen Mount Graham und dem Overland Inn Station gemacht hatte, in einer Gegend namens Gran-Gran.«

»Wann genau war das?«, fragte Mannie, dem das Raubtier, das er gesehen hatte, nicht mehr aus dem Kopf ging.

»Das war 1883. Obwohl sofort die ganze Gegend abgesucht wurde, blieben die Raubkatzen wie vom Erdboden verschluckt. Damals war alles noch mit

undurchdringlichem Gestrüpp überwuchert, was die Suche natürlich erschwerte. Der Zirkus musste weiter, weil er am nächsten Abend eine Vorstellung in Mount Gambier geben sollte, also wurde die Suche nach ein paar Stunden ergebnislos abgebrochen und der Inhaber des Overland Inn über den Vorfall informiert. Zwei Jahre später berichtete ein angesehener und glaubwürdiger Einwohner von Tantanoola, er habe eines Morgens bei einem Spaziergang über sein Grundstück einen Tiger gesehen. Danach hörte man zehn Jahre nichts mehr, niemand bekam die Raubkatzen noch einmal zu Gesicht. In den letzten Jahren aber will der eine oder andere wieder einen Tiger gesehen haben, auch die Zeitungen haben darüber berichtet – nicht nur hier in South Australia, auch in anderen Staaten.«

»Die Tigerin von damals kann es nicht gewesen sein, die ist bestimmt längst tot«, warf Ryan ein. »Es ist siebzehn Jahre her, dass sie mit ihrem Jungen aus dem Käfigwagen ausgebrochen ist.«

Ryan hatte die Geschichten von den Begegnungen mit einem Tiger nie so richtig geglaubt, das wusste Mary nur zu gut. »Ja, da magst du recht haben, aber ihr Junges könnte schon noch am Leben sein. Schließlich können Tiger zwanzig Jahre alt werden, hab ich mal gelesen. Wer weiß – vielleicht ist auch schon wieder eine andere Raubkatze aus einem Zirkus entwischt. Wenn es einmal passiert, kann es auch ein zweites Mal passieren.«

Mannies Augen wurden schmal. War das Tier, das er gesehen hatte, ein Tiger gewesen? Er wusste es nicht, aber möglich wäre es. »Wir müssen eine Suchmannschaft zusammenstellen, die Bestie aufstöbern und sie töten, bevor sie jemanden angreift«, sagte er mit zittriger Stimme.

»Das ist zwecklos, falls es tatsächlich ein Tiger oder eine andere große Raubkatze war«, sagte Mary. »Im Laufe der Jahre hat man die Gegend unzählige Male nach dem

ursprünglichen Tiger von Tantanoola abgesucht, aber nie eine Spur von ihm gefunden.«

»Könnte das Tier, das du gesehen hast, nicht doch ein streunender Hund gewesen sein?«, fragte Ryan noch einmal. Er konnte nicht glauben, dass sich ein Tiger in dieser Gegend aufhalten sollte.

»Ich sag dir doch, das war kein Hund!«, fuhr Mannie auf. Es machte ihn wütend, dass man ihm nicht glaubte. »Ein Hund kann kein ausgewachsenes Schaf im Maul herumschleppen! Es war ein riesiges, blutrünstiges Biest! Eine Bestie, wie ich in meinem ganzen Leben noch keine gesehen hab und hoffentlich auch nie wieder sehen werde!«

»Aber es war doch dichter Nebel, man konnte kaum die Hand vor Augen sehen«, gab Ryan zu bedenken.

»Ich weiß, was ich gesehen habe!«, beharrte Mannie. »Hättest du die Überreste des Schafes gesehen, würdest du anders darüber denken.« Er schauderte bei der Erinnerung an das blutverschmierte, zerfetzte Fell und bei dem Gedanken daran, dass er selbst womöglich nur um Haaresbreite dem Tod entronnen war. »Ich werde meine Fallen jedenfalls erst wieder kontrollieren, wenn der Nebel sich verzogen hat.«

»Jemand sollte Jock Milligan warnen und ihm sagen, was mit seinen Schafen passiert ist«, meinte Ryan.

»Also, ich ganz bestimmt nicht«, versetzte Mannie. »Ich hab keine Lust auf eine zweite Begegnung mit der Bestie. Eins steht jedenfalls fest: Ohne mein Gewehr werde ich mein Haus nicht mehr verlassen!« Er schlug mit der flachen Hand auf die Theke, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, rutschte vom Hocker, nickte Ryan und Mary zu und verließ das Lokal.

»Ob er tatsächlich einen Tiger gesehen hat?«, wandte Ryan sich an seine Frau, als die Tür hinter Mannie zugefallen war. »Ich kann das nicht glauben.«

Mary zuckte die Achseln. »Das Tigerjunge von damals wäre inzwischen ziemlich alt, falls es überhaupt noch am Leben ist, aber dass sich ein zweiter Tiger hier in der Gegend herumtreibt, ist doch sehr unwahrscheinlich. Ich glaube eher, dass Mannie einen großen Hund gesehen hat, oder einen Dingo. Er hatte gestern Abend ganz schön gebechert, und in dem dichten Nebel heute Morgen hat er es vermutlich mit der Angst bekommen und Gespenster gesehen.«

Ryan nickte. »Wahrscheinlich hast du recht.«

Noch am selben Nachmittag änderten die Corcorans jedoch ihre Meinung, als Jock Milligan in die Bar kam und eine ähnliche Geschichte wie Mannie erzählte. Er war kurz vor der Mittagszeit draußen auf der Weide gewesen, um nach seinen Schafen zu sehen, als er ein großes Tier zwischen den Bäumen verschwinden sah. Er fand das seltsam, dachte sich aber nichts weiter dabei. Dann jedoch machte er eine beunruhigende Entdeckung: Mehrere Schafe waren gerissen worden, wie er zu seinem Entsetzen feststellen musste. Eins davon hatte er zum Beweis mitgebracht. Als die Corcorans das fürchterlich zugerichtete Tier mit eigenen Augen sahen, berichteten sie Jock von Mannies Besuch und seiner Geschichte über die wilde Bestie.

»Wie sah das Biest denn aus?«, fragte Jock aufgeregt.  
»War es der Tiger?«

»Mannie konnte nur mit Sicherheit sagen, dass es kein Wildhund war«, antwortete Ryan. »Mary und ich dachten, er hätte vielleicht Fieberfantasien und sich das alles nur eingebildet. Außerdem war er gestern Abend sternhagelvoll, und in so einem dicken Nebel wie heute Morgen verzerren sich die Dinge, oder man sieht etwas, das gar nicht da ist. Wir dachten, Mannie wäre einem streunenden Hund oder einem Dingo begegnet.«

»Ein Dingo bringt so etwas nicht fertig.« Jock deutete mit dem Kinn auf die grausigen Überreste des Schafes.

»Ich habe diese Bestie nur ganz kurz gesehen, aber ich wusste sofort, dass es kein Dingo oder irgendein Haustier ist.«

Ryan und Mary sahen sich verdutzt an.

»Sieht ganz so aus, als wäre der Tiger wieder da«, sagte Mary.

# 1



»Kommen Sie bitte mit, Eliza.«

Eliza Dickens, die an ihrem Schreibtisch in der Zeitungsredaktion der *Border Watch* in Mount Gambier saß, sprang auf und folgte ihrem Chef in dessen Büro. »Ja, Mr. Kennedy?«

Er drehte sich zu ihr um und schwenkte ihren Artikel in der erhobenen Hand. »So geht das nicht! Ich habe Ihnen schon hundert Mal gesagt, dass wir kein Klatschblatt sind!«

»Das ist kein Klatsch, Sir, das ist die Wahrheit«, behauptete Eliza im Brustton der Überzeugung.

»Unsere Leser brauchen nicht zu erfahren, dass *Ihrer* Meinung nach eine gewisse Person, die in unserer Stadt großes Ansehen genießt«, er blickte sich rasch nach allen Seiten um, weil er sichergehen wollte, dass die Unterhaltung mit seiner jungen Reporterin nicht belauscht wurde, »eine andere gewisse Person eingestellt hat, weil diese von der Natur so großzügig bedacht wurde.«

»Ich finde schon, dass unsere Leser das erfahren sollten, wenn diese gewisse Person qualifiziertere

Bewerberinnen für die Stelle einer Bürokräft abgelehnt hat, weil sie von der Natur *nicht* so großzügig bedacht wurden«, widersprach Eliza.

George Kennedy seufzte tief. Wie sehr er Fred Morris vermisste! Auch nach Monaten hatte er es noch nicht verschmerzt, dass sein langjähriger bester Reporter sich zur Ruhe gesetzt hatte. Als Ersatz hatte er Eliza und einen jungen Mann namens Jimmy Connelly eingestellt, doch keiner von beiden konnte Fred das Wasser reichen. »Ich kann das nicht drucken, Eliza«, sagte er entschieden. »Was ich brauche, sind Fakten. Nachrichten. *Richtige* Nachrichten.«

»Mira Hawkins hätte die Stelle bei Mitchell's nie bekommen, würde sie keine tief ausgeschnittenen Kleider tragen«, versetzte Eliza trotzig. »Jeder weiß doch, dass sie bestenfalls bis zehn zählen kann und keine Ahnung hat, welches Ende des Bleistifts zum Schreiben taugt. Und ausgerechnet so jemand wird als Bürokräft eingestellt? Können *Sie* mir das vielleicht erklären?« Schmollend fügte sie hinzu: »Margaret Fawster hätte die Stelle bekommen müssen.«

George Kennedy war mittlerweile so genervt, dass es ihm egal war, ob jemand in der Druckerei nebenan ihn hören konnte. »Das sind Spekulationen, Eliza, keine Tatsachen. Wenn ich das drucke, kriege ich eine Klage an den Hals. Außerdem fehlt es Ihnen in diesem Fall an der nötigen Objektivität.« Eine ergrauende Augenbraue hochgezogen, fuhr er fort: »Ich weiß, dass Sie mit Miss Fawster befreundet sind.«

»Das tut nichts zur Sache«, gab Eliza störrisch zurück. »Margaret ist eine sehr intelligente Frau.«

»Dann wäre mein Job vielleicht genau das Richtige für sie«, meinte George trocken. »Vielleicht gelingt es *ihr* ja, einen richtigen Reporter aufzutreiben, der ein Gespür für echte Neuigkeiten hat.«

»Das bezweifle ich. In dieser Stadt passiert doch nie etwas wirklich Interessantes.«

»Ein guter Reporter hat eine Nase für lohnenswerte Geschichten, Eliza, das habe ich Ihnen schon hundertmal gesagt. Und wenn Ihre Nase Sie im Stich lässt, sollten Sie sich vielleicht eine Stelle in einem Bekleidungsgeschäft suchen, so wie Ihre Schwester.«

Eliza presste zornig ihre vollen Lippen zusammen. Sie hasste es, mit ihrer Schwester Katie verglichen zu werden. Schlimm genug, dass ihre Mutter ihr Katie immer als Vorbild hinstellte. Eliza liebte ihre Schwester, doch es störte sie, dass Katie keinerlei Ehrgeiz hatte. Ihr einziges Ziel war, den gut aussehenden Thomas Clarke zu heiraten und einen ganzen Stall voll Kinder zu bekommen. Eliza hingegen wollte etwas erleben, bevor sie sich einen Ehemann suchte und eine Familie gründete. Sie hoffte, in ihrem Beruf würde sich ausreichend Gelegenheit bieten, ihre Abenteuerlust zu stillen. »Ich verspreche Ihnen, dass ich mich künftig mehr anstrengen werde, Sir, aber ...«

George Kennedy schnitt ihr mit einer Handbewegung das Wort ab. »Ich habe jetzt keine Zeit, weiter mit Ihnen darüber zu diskutieren, Eliza. Haben Sie zufällig Jimmy gesehen? Ich habe da etwas für ihn, um das er sich kümmern sollte.«

Eliza wurde hellhörig. Das klang nach einem wichtigen Auftrag. »Worum handelt es sich denn, Sir?«, fragte sie neugierig.

»Er soll nach Tantanoola und überprüfen, was es mit dieser Tigergeschichte auf sich hat.« George eilte auf der Suche nach seinem jungen Reporter über den Flur. Er merkte gar nicht, dass Eliza ihm folgte.

»Tigergeschichte?«, wiederholte sie verblüfft. »Ist der Tiger von Tantanoola etwa zurückgekehrt?«

Ohne stehen zu bleiben, während er im Vorbeigehen einen Blick in die Büros entlang des Flurs warf, antwortete George: »Die Einheimischen glauben es jedenfalls. Einige

von ihnen wollen den Tiger gesehen haben. Außerdem wurden ein paar Schafe gerissen.«

»Das klingt ja schrecklich aufregend! Kann ich das nicht übernehmen, Mr. Kennedy?«

George hielt inne und blickte sie stirnrunzelnd an. »Nein, ich schicke lieber Jimmy. Sie würden ja doch nur einen Haufen Klatsch zusammenschreiben.«

Eliza wollte auffahren, beherrschte sich aber, weil sie den Auftrag unbedingt haben wollte. »Ich verspreche Ihnen, ich werde Ihnen eine großartige Story liefern, die ausschließlich auf Tatsachen beruht. Bitte, Mr. Kennedy!«, bettelte sie. »Wie soll ich Ihnen denn beweisen, was ich kann, wenn Sie mir keine Chance geben?«

»Falls der Tiger sich tatsächlich wieder in der Gegend von Tantanoola aufhält, ist das die beste Story seit Wochen. Ein Knüller! Ich kann es mir nicht leisten, eine blutige Anfängerin darauf anzusetzen, die womöglich alles vermasselt.«

»Aber Jimmy ist doch auch Anfänger! Er hat nicht mehr Erfahrung als ich. Ich werde es ganz bestimmt nicht vermasseln, Mr. Kennedy! Ich werde Ihnen eine fantastische Geschichte liefern, das verspreche ich. Wenn nicht, können Sie mich rausschmeißen, ohne dass Sie auch nur ein Wort des Widerspruchs von mir hören werden.«

»Klingt verlockend«, bemerkte George trocken. Doch er spürte, dass er schwach wurde. Er mochte Eliza Dickens, und das wusste sie genau. Sie war gerade einmal neunzehn Jahre alt und überaus begeisterungsfähig. Doch George hätte nie gedacht, dass es so schwer wäre, ihren unbändigen Tatendrang in die richtige Richtung zu lenken. Sie erinnerte ihn an den jungen Mann, der er vor fast dreißig Jahren gewesen war – was er ihr gegenüber allerdings niemals zugeben würde. Der Punkt war der, dass er den wirtschaftlichen Aspekt nicht aus den Augen verlieren durfte: Die Auflage seiner Zeitung war rückläufig. Er würde Eliza tatsächlich entlassen müssen, wenn sie sich

nicht mehr Mühe gab. Das war auch der Grund, warum er ihr gegenüber immer wieder andeutete, dass sie sich vielleicht ein anderes Betätigungsfeld für ihre Begabungen suchen sollte. Im Grunde wollte er sie nicht feuern; deshalb versuchte er stets, sie bei ihrem Ehrgeiz und ihrem Stolz zu packen.

»Ich glaube nicht, dass Ihre Eltern einverstanden wären, wenn Sie ganz allein nach Tantanoola fahren würden, Eliza. Zumal Sie im dortigen Hotel übernachten müssten.«

Sein Widerstand erlahmte zusehends. Nicht mehr lange, und sie hatte ihn herumgekriegt, das spürte Eliza genau. Sie fand den Gedanken, fern von zu Hause ganz allein für einen Artikel zu recherchieren, herrlich aufregend. »Wenn meine Eltern nichts dagegen haben, lassen Sie mich dann gehen?«

George seufzte, dachte kurz nach und erwiderte: »Also gut, meinetwegen. Aber nur, wenn sie wirklich einverstanden sind.« Wie er Henrietta Dickens kannte, würde sie ihrer Ältesten die Fahrt nach Tantanoola sowieso nicht erlauben, deshalb ging ihm seine Zusage leicht über die Lippen. »Sie müssen mir aber heute noch Bescheid geben, Eliza. Die *South Eastern Times* in Millicent wird garantiert auch jemanden schicken, und ich will nicht, dass sie uns die Story vor der Nase wegschnappen.«

»Keine Sorge, Sir«, entgegnete Eliza aufgeregt. »Ich werde gleich mit meinen Eltern reden und Ihnen sofort Bescheid sagen.«

Henrietta Dickens reagierte panisch, als ihre Tochter ihr erklärte, dass sie nach Tantanoola fahren wolle und weshalb das so wichtig für sie sei.

»Tantanoola? Das kommt überhaupt nicht in Frage, Eliza!«

Eliza hatte zwar mit Einwänden gerechnet, aber nicht mit einem kategorischen Nein. »Das ist die beste Story seit

Wochen, Mom! Eine einmalige Chance für mich! Dann kann ich Mr. Kennedy endlich zeigen, was in mir steckt. Ich *muss* einfach dahin!«

»Das ist viel zu gefährlich, Eliza. Ein Tiger! Ich werde nicht zulassen, dass meine Älteste bei dem Versuch, eine Story zu bekommen, von einem Raubtier gefressen wird.«

Eliza verdrehte die Augen angesichts dieser dramatischen Übertreibung. »Um Himmels willen! Ich hab doch nicht vor, auf Tigerjagd zu gehen. Mr. Kennedy interessiert sich für den menschlichen Aspekt der Geschichte ... wie die Farmer mit der Situation umgehen und solche Dinge.« Dass sie im Hotel würde übernachten müssen, hatte sie vorsichtshalber noch nicht erwähnt. Eins nach dem andern, sagte sie sich.

»Ich habe Nein gesagt, Eliza. Und jetzt will ich nichts mehr davon hören«, erwiderte Henrietta energisch.

Eliza wunderte sich über diese unnachsichtige Strenge. Plötzlich durchzuckte sie ein Gedanke. »Du willst nicht, dass ich nach Tantanoola fahre, weil Tante Matilda dort lebt. Das ist der wahre Grund, stimmt's?«

Henrietta sprach nur selten von ihrer einzigen Schwester, und wenn, bezeichnete sie Matilda stets als das schwarze Schaf der Familie. Die beiden Schwestern hatten das letzte Mal Kontakt gehabt, als Eliza noch gar nicht auf der Welt gewesen war. Henriettas Miene verriet Eliza, dass sie mit ihrer Vermutung richtig lag.

»Lass Matilda aus dem Spiel«, erwiderte Henrietta mit versteinerner Miene. »Wieso nimmst du dir nicht ein Beispiel an Katie? Die käme nie auf eine so verrückte Idee!«

»Weil sie so langweilig ist wie eine Wasserpfütze.«

»Sei nicht so grausam, Eliza«, tadelte ihre Mutter. »Katie hat eine gute Anstellung in Miss Beatrice' Bekleidungsgeschäft und ist mit einem netten jungen Mann befreundet, den eine glänzende Zukunft erwartet. Eines

Tages wird Thomas das Möbelgeschäft seines Vaters erben, und Clarkes Möbelhaus läuft ausgezeichnet.«

Eliza machte ein zerknirschtes Gesicht. Sie hatte ihre Schwester nicht beleidigen wollen. Sie liebte Katie. Die gemeine Bemerkung war ihr nur herausgerutscht, weil sie sauer auf ihre Mutter war. »Ich bin aber nicht Katie, und ich wünschte, du würdest sie mir nicht ständig als Vorbild hinstellen. Ich liebe meinen Beruf, ich will eine gute Reporterin werden, und jetzt habe ich die Chance auf einen sensationellen Artikel.«

»Ich will dich ja nicht davon abhalten, Artikel zu schreiben, Eliza. Ich will nur nicht, dass du das ausgerechnet in Tantanoola tust.«

»Warum denn nicht?«, beharrte Eliza. »Sag jetzt bloß nicht, weil du Angst hast, ich könnte vom Gegenstand meiner Geschichte gefressen werden! Ich bin neunzehn und kein Baby mehr.«

»Eben. Anstatt in der Weltgeschichte herumzureisen, solltest du dir lieber einen netten jungen Mann suchen und eine Familie gründen«, sagte Henrietta. Es war ihr unbegreiflich, wie ihre Tochter all die jungen Männer, die sichtlich Interesse an ihr zeigten, einfach ignorieren konnte. »Katie ist zwei Jahre jünger als du und wird wahrscheinlich noch vor dir zum Traualtar schreiten.«

»Soll sie doch«, gab Eliza achselzuckend zurück. »Ich will nicht wie Katie sein, Mom, oder wie du. Ich will mehr vom Leben, als Ehefrau und Mutter einer Horde von Kindern zu sein, denen ich ständig die Nase putzen muss. Dafür habe ich noch Zeit genug, wenn ich älter bin.«

Henrietta presste die Lippen aufeinander und atmete geräuschvoll ein. »Nach Tantanoola wirst du jedenfalls nicht fahren. Das ist mein letztes Wort. Mount Gambier ist viel größer als Tantanoola. Wenn es dir nicht gelingt, hier etwas zu finden, über das zu schreiben sich lohnt, bist du vielleicht nicht gut genug in deinem Beruf.« Sie konnte sehen, dass sie ihre Tochter mit diesen Worten verletzt

hatte, aber das kümmerte sie nicht. Für Henrietta stand zu viel auf dem Spiel.

Eliza hätte weinen können vor hilfloser Enttäuschung und ballte zornig die Fäuste. In diesem Moment sah sie ihren Vater in den Hof reiten. Er war mit King Solomon, seinem preisgekrönten Hengst, in der Gegend von Dartmoor gewesen und hätte eigentlich erst am Abend zurückkommen sollen. Elizas Miene hellte sich auf. Ihr Vater kam ihr wie gerufen. Sie eilte nach draußen und lief zu den Ställen, wo er den Hengst abzäumte.

»Hallo, Dad«, begrüßte sie ihn mit zuckersüßer Stimme. »Wie war's? Hattest du einen schönen Tag mit King?«

Richard Dickens lachte. »Hallo, mein Schatz. Ja, es war wunderbar. Er liebt diese langen Ausritte, das weißt du ja. Außerdem ist er mit ein paar Stuten zusammengekommen, die in einigen Wochen hierher gebracht werden sollen, damit er sie decken kann. Das gibt bestimmt ein paar prächtige Fohlen. Aber sag mal, wieso bist du eigentlich schon zu Hause?« Er sah seine Tochter fragend an. »Gibt es in der Redaktion nichts für dich zu tun? Musst du keine Artikel schreiben?«

Elizas Miene verdüsterte sich, als sie wieder an den Tiger von Tantanoola dachte. Sie wünschte sich nichts sehnlicher, als über ihn berichten zu dürfen. »Es gibt da etwas, über das ich sehr gern schreiben würde, eine packende Geschichte, aber Mom verbietet es mir.« Die angestaute Enttäuschung brach sich Bahn, und ihr kamen die Tränen. Ihrem Vater gegenüber schämte sie sich ihrer Gefühle nicht, weil es Richard nie in den Sinn käme, sie zu verurteilen.

»Na, na, Liebes, wer wird denn gleich weinen.« Begütigend legte er seinen Arm um sie. »Was ist denn passiert?«

Eliza vertraute sich ihm an und fügte hinzu: »Ich glaube, Mom will mich nicht nach Tantanoola gehen lassen, weil Tante Matilda dort wohnt. Aber das ist nicht fair!«

Schon bei Elizas ersten Worten war Richard zusammengezuckt. Er hatte lange Zeit nicht mehr an die Schwester seiner Frau und an die Vergangenheit gedacht, doch ihm war sofort klar, weshalb Henrietta nicht wollte, dass ihre Tochter nach Tantanoola ging. Ein trauriger Ausdruck erschien in Richards Augen, doch Eliza bemerkte es nicht. »Komm, wir reden noch einmal mit ihr«, sagte er. »Ich bin sicher, wir werden eine Lösung finden.«

Als Henrietta ihren Mann und ihre Tochter Arm in Arm in Richtung Haus schlendern sah, konnte sie sich schon denken, was die beiden beredet hatten. Sie straffte sich und bereitete sich auf die bevorstehende Konfrontation vor. Richard ergriff bei jeder Auseinandersetzung Partei für Eliza, und das machte Henrietta wütend. Sie wusste genau, warum er immer zu ihrer Tochter hielt: Sie erinnerte ihn an Matilda.

Richard gab seiner Frau zur Begrüßung einen Kuss auf die Wange und setzte sich dann in einen der bequemen Sessel ihres behaglich eingerichteten Wohnzimmers.

»Wie war die Reise?«, erkundigte Henrietta sich förmlich, als sie ihrem Mann Tee einschenkte. Weder sie noch Richard fand diese Reserviertheit seltsam; ihre Beziehung war von Anfang an nicht allzu herzlich gewesen.

»Gut. King Solomon wird nächstes Jahr prachtvollen Nachwuchs bekommen, denke ich.« Richard nippte am Tee und ließ den Blick zwischen Frau und Tochter hin und her schweifen. Die Spannungen zwischen beiden entgingen ihm nicht. »Eliza hat mir erzählt, dass ihr ein interessanter Auftrag angeboten wurde. Sie soll über den Tiger von Tantanoola berichten«, fuhr er fort. Sein Tonfall verriet, dass er von dieser Idee sehr angetan war.

»Stimmt, aber ich habe ihr gesagt, dass sie sich das aus dem Kopf schlagen kann«, erwiderte Henrietta mit finsterer Miene.

»Warum? Sie ist doch jetzt alt genug, dass sie ein paar Tage allein auswärts verbringen kann.« Obwohl der Name